

«Der letzte Herbst ist da!»

Christoph Sigrist

1. Praxis: «Sterbefasten»

Als Pfarrer im Dorf Grossmünster stehe ich mitten drin. Mittendrin im Sorgen und Pflegen von Menschen, die sterben oder sterben wollen. Mittendrin im Begleiten und Unterstützung von Betroffenen in ihrer Sorge und Pflege von Sterbenden. Als Dozent für Diakoniewissenschaft versuche ich sodann zu verstehen, was sorgende Gemeinschaften zu helfen vermögen. Hier trägt die Diakonie als Kulturwissenschaft, mithilfe von Modellen aus unterschiedlichen Disziplinen, zu überraschenden Einsichten in eine Kultur des Helfens und Sorgens bei.

Ich kann nicht anders, ich ziehe Sie in die Stube von Peter Kiemer¹. Er gehört seit Jahrzehnten zur Gemeinde am Grossmünster, ohne Mitglied dieser Kirchgemeinde zu sein. Gemeinde bildet sich in Gottes Namen durch Raum, Beziehung und Glaube. Peter Kiemer ist Zen-Lehrer, Christ und reformiertes Kirchenmitglied. Und Peter Kiemer ist schwer krank. Er leidet an Krebs. Als ehemaliger Pflegedienstleiter in einer psychiatrischen Klinik weiss er genau um seinen Krankheitsverlauf. Er kommt regelmässig zu mir ans Grossmünster in die Seelsorge, vorbereitet, präsent und immer mit einem bestimmten Thema.

Drei Tage vor dem letzten Besuch im «Pfarrzimmer» der Helferei bekomme ich eine Mail: Peter Kiemer sagt den Besuch in der Institution Kirche ab und bittet mich, zu ihm nach Hause zu kommen. «Seelsorge zu

Hause. [...] Wir reden vom lieben Gott und ich mache die Erfahrung, dass er zu mir überhaupt nicht lieb ist. Seit Jahren stellt er mich mit verrückten Schmerzen auf die Probe», schreibt er.² Ein paar Tage später fahre ich zu ihm.

Er sitzt in seinem Rollstuhl, gebrochen an Körper und Seele. «Rede Du weiter, ich kann nicht mehr», sagt er zu seiner Frau. Sie erzählt mir in kurzen Strichen, dass seine sehr starken Medikamente Nebenwirkungen im Kieferbereich zur Folge hatten. Nach der ersten grossen Operation hätten sie vor wenigen Tagen ein Gespräch mit den Ärzten gehabt. Eine zweite Operation steht bevor. «Und gestern Abend hat er dann gesagt, er sage im Spital ab, er mache nichts mehr», erklärt sie. Peter Kiemer lässt seinen Gefühlen freien Lauf: «Ich kann nicht mehr! Ich habe das Spital satt! Ich habe die vielen Medikamente satt! Ich möchte nie mehr in eine Klinik, in ein Spital, in ein Heim. Ich habe mich ja Jahre darin geübt, dass ich sterben möchte. Gestern habe ich entschieden: Jetzt sterbe ich! Das ist ein Unterschied, ob Möglichkeit oder Tatsache. Doch der Entscheid ist da: Sterbefasten. Kennst Du das?», fragt er mich.

Still sitzen die beiden da. Sie erzählen von ihren Kontakten in den letzten 24 Stunden: Die beiden Söhne, der Hausarzt, die Nachbarin, die Ärztin von «onko-plus». «Diese Ärztin ist wunderbar, sie kommt morgen zu uns nach Hause und dann besprechen wir alles», sagt Herr Kiemer. «Und habt Ihr auch Kontakt mit jemandem von der Kirchgemeinde hier vor Ort?», frage ich. «Nein, ach, weisst Du, der Pfarrer wäre überfordert mit der Situation, viele andere in der Kirchgemeinde auch. Was sollen sie dann sagen, wenn ich entschieden habe, zu sterben? Da ist nur Ruth super», erklärt Peter Kiemer. «Ruth?», frage ich. «Ach, Du hast Recht, sie ist Sozialdiakonin. Sie weiss für alle Fragen jemanden, der helfen kann. Du, was meinst Du?», fragt er und wendet sich mir zu, «wir rufen sie nachher an, sie könnte doch helfen, wenn Du nicht mehr kannst. Sie weiss von so

¹ Peter Kiemer (Name geändert) hat mir ausdrücklich erlaubt, vom Besuch, seinen Texten und seinen Erfahrungen zu erzählen.

² Mail-Verkehr vom 23. August 2018, einsehbar beim Autor.

vielen Menschen! Es musste sein, dass Du jetzt gekommen bist!» Aufgewühlt trete ich vor das Haus mit dem tiefen Empfinden, Teil einer caring community besonderer Art zu sein.

2. Theorie: mitten drin – «sorgende Kirchgemeinden» im Quartier

Dieses praktisch erfahrene Empfinden möchte ich nun theoretisch mit Ihnen anhand der Reaktion von Peter Kiemer, der Arbeit von mir als Seelsorger und der Erwartung an die Sozialdiakonin reflektieren.

Pflege zu Hause

Peter Kiemers Auslöser, nicht nur den Wunsch zu haben, zu sterben, sondern sich dafür zu entscheiden, war das Aufgebot zu einem weiteren längeren Spitalaufenthalt und einer grossen Operation. «Ich habe all das satt! Ich will nicht mehr!», sagte er. Wogegen hier Peter Kiemer protestiert, hat Klaus Dörner damals im Jahr 1999 als Psychiater und Leiter des Landeskrankenhauses Gütersloh mit dem Begriff «Schutzhaft der Nächstenliebe» umschrieben. «Wir müssen die Heime abschaffen – und die Insassen endlich in ihrer Menschenwürde ernst nehmen.»³ Und auf das Krankenhaus zugespitzt: «Ins Krankenhaus zu gehen verliert immer mehr an Attraktivität in der Bevölkerung. Dem entspricht, dass die Krankenhaustechnik immer kleinräumiger und mobiler wird und zu uns ins Haus gebracht werden kann. So wird das Bett allmählich zur unsichersten Ressource des «Krankenhauses», entsprechend dem Slogan, «Das Krankenhaus der Zukunft ist

das Krankenhaus ohne Adresse»⁴ Der Verein onko-plus wirbt mit dem Slogan: «Pflege zu Hause. Wir betreuen krebserkrankte Menschen und Menschen in palliativen Situationen.»⁵

«Sorgende Kirchgemeinde»⁶

Die Pflege zu Hause zieht die «Seelsorge zu Hause» (wie im Fall von Peter Kiemer) nach sich. Mit der «Seelsorge zu Hause» rückt die lokale Kirchgemeinde in den Fokus. Sorgende Gemeinden werden üblicherweise im Kontext von Institutionen wie Gefängnissen und Heimen, Spitälern und Kliniken reflektiert. Vor allem in Deutschland wird der Blick angesichts der 400'000 Arbeitsplätze des Diakonischen Werkes auf die Arbeit in diakonischen Unternehmen gerichtet. Die schweizer Perspektive hat schon immer bei der diakonischen Arbeit, verstanden als die Kultur des Helfens, die kirchlich verankert oder christliche begründet und motiviert wird, die Kirchgemeinde im Sozialraum im Blick. Die Kirchgemeinde ist die sorgende Gemeinde im Quartier. Sie versteht sich als zivilgesellschaftliche Kraft im sogenannten dritten Sozialraum, der neben dem Staat, dem sozialen Markt und der Familie als Raum des Helfens im westeuropäischen Wohlfahrtspluralismus (welfaremix) darstellt wird.⁷

Nun ist gerade in der Diakoniewissenschaft die Erkenntnis gewachsen, dass dieser Sozialraum, den wir im Volksmund als Nachbarschaft, Stadtteil oder Quartier beschreiben, sich weniger als ein abgeschlossener Raum,

—

⁴ Dörner, Schutzhaft (Anm. 3), 7.

⁵ Onko plus, URL: <https://www.onko-plus.ch/> (abgerufen am 29.08.18).

⁶ Vgl. Pascal Mösli, Kirchgemeinde als sorgende Gemeinschaft, in: Ensemble 30 (2018), 4.

⁷ Vgl. Heinz Rütegger / Christoph Sigrist, Diakonie – Eine Einführung, Zürich 2011, 246.

³ Klaus Dörner, Gegen die Schutzhaft der Nächstenliebe. Umgang mit Kranken und Behinderten: Publik-Forum 15, 1999, 6.

sondern als offene Sphäre oder Zone zeigt.⁸ Diese «Unschärferelation» soziologischer Art legt ihre Spuren in die praktische Arbeit von Kirchgemeinden in diesem offenen Raum:

Pflege zu Hause öffnet erstens den Raum für eine Kirchgemeinde, die nicht drinnen im Kirchenraum, sondern draussen stattfindet. «Draussen» ist eine Sphäre, die nicht an Grenzen von Kirchgemeinden und Mitgliedschaften endet. Die aktuellen Reformprozesse in den Kirchen unserer Kantone können auch als Ausdruck dieser schleichenden und dramatischen Verschiebung verstanden werden: Neuerdings werden Taufen ausserhalb von Gottesdiensten als regelkonform in Ordnungen und Regelwerken festgelegt. Bei Hochzeiten und Beerdigungen ist dies schon lange der Fall. Gottesdienste finden draussen statt, Türen von Kirchen öffnen sich für lange Nächte, wie bei Museen und Religionen auch. Die Kirchgemeinde als geografische Grösse und die Gemeinde als theologische Bestimmung sind angesichts der plural gewordenen Gesellschaft unscharf geworden und werden zur Zeit in der Praxis und in der Wissenschaft kontrovers diskutiert.⁹

Pflege zu Hause zieht zweitens den Bogen zu konstitutiven Spannungen zwischen den unterschiedlichen Anbietern und Akteuren auf dem Markt der Diakonie: zwischen Eigenverantwortung und Solidarkultur, zwischen öffentlich-rechtlich anerkannten Gemeinden und einer sozial sich bildenden Grösse «Nachbarschaft», zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit sowie zwischen professionellen Fachkräften und alltäglichen Kommunitäten. Solche Spannungen bauen nicht einen abgeschlossenen Raum, sondern zeichnen eher einem Zelt gleich eine Zone rund um

⁸ Vgl. Johannes Eurich, Diakonie als hybride Organisation zwischen Markt, Staat und Zivilgesellschaft, in: Johannes Eurich / Wolfgang Maaser, Diakonie in der Sozialökonomie, Leipzig 2013, 237-257, bes. 241.

⁹ Vgl. die Debatte von Christoph Sigrist und Niklaus Peter, in: Reformierte Kirchen Altstadt, Die Altstadtkirchen. Information aus den Kirchgemeinden als Beilage zur Zeitung reformiert, Nr. 4 vom 27. Juli 2018, 1-2.

die Person, die zu Hause gepflegt wird und sich entschieden hat, zu sterben. Dabei verflüssigen sich Grenzen und Räume sehr schnell und situativ.

Drittens: Pflege zu Hause zieht die Seelsorge zu Hause nach sich. Die Sozialdiakonie sowie auch das Pfarramt gewinnen ihrer identifikatorische Kraft durch diese Sorge an der Seele. Konkret heisst dies für *Pfarrpersonen*:

- achtsam sein für Aussagen «zwischen den Zeilen» von Mails, Botschaften und Signalen, sodass Themen und Personen plötzlich im Raum stehen,
- eine anwaltschaftliche Haltung pflegen gegenüber dem Zusammenfliessen von Immanenz und Transzendenz als den nach Niklas Luhmann definierenden Parametern von Religion,¹⁰ und einer Transzendenz, die einen «Zweitsinn, als eine komplette, nichts auslassende Zweitfassung der Welt»¹¹ ermöglicht,
- das Nachbuchstabieren von Unschärferelationen in den Begriffen von Spiritualität, Religion, Kirche, Gott und Glaube, wie es in der Krankenhauseelsorge schon lange praktiziert wird: «Seelsorge ist religiöse Kommunikation. Religion symbolisiert und bearbeitet die Unbestimmbarkeit der Welt. ...Spiritualität bearbeitet das Unbestimmbare in möglichst unbestimmbarer Weise»,¹²
- das Einbringen von tradierten und schützenden Sprachräumen durch Gebete, Lieder und Rituale.

¹⁰ «Die Einheit dieser Differenz (Immanenz/Transzendenz, erw. CS) (und nicht etwa: Die Transzendenz als solche) ist der Code der Religion», vgl. Niklas Luhmann, Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?, Opladen 1990, 186. Vgl. auch: Dierk Starnitzke, Diakonisches Handeln religiös deuten, in: Thomas Zippert u.a. (Hg.), Brücken zwischen sozialer Arbeit und diakonischer Theologie, Leipzig 2016, 120-135, bes. 130f.

¹¹ Luhmann, Ökologische Kommunikation (Anm. 10), 186.

¹² Isolde Karle, Perspektiven der Krankenhauseelsorge, in: Wege zum Menschen 62 (2010), 537-555, 545.547.

Sozialdiakone und Sozialdiakoninnen haben selbstverständlich auch all diese Aspekte einer pastoralen Arbeit an der Sorge um die Seele situativ wahrzunehmen. Doch im Unterschied zum Pfarrberuf nimmt das Gegenüber sie nicht zuerst als betende und predigende Person wahr, sondern als solche, die vermitteln können und für jede Not eine Person wissen, die helfen kann. Diese vermittelnde Haltung, das Dazwischen-Stehen und Aushalten, das Tragen von Botschaften, Impulsen und Bedürfnissen im Auftrag der Person, die sterben wird, an andere Orte, zu anderen Fachkräften oder Freiwilligen, gehört zum exegetisch geschärften Gehalt des unscharfen Wortfeldes von Diakonie.¹³

Die aus der Physik gewonnene Einsicht in die Relation von Unschärfe ist das hermeneutische Prinzip für Kirchgemeinden als sorgende Gemeinden. Unter Unschärferelation verstehe ich die von Betroffenen an die Kirchgemeinden gestellte, vielfach diffus wahrgenommene und nicht präzise ausgedrückte Erwartung, ihr Nicht-Verstehen zu verstehen und mit eigenen Ideen zu verbinden und zu verknüpfen. Dieser interaktive Austausch ist ein schöpferischer Akt, der von Peter Kiemer als Ausdruck der Kreativität des Schöpfers in der Schöpfung verstanden wird, das «So-Sein von allem», wie er sagt.¹⁴ Was uns an diesem Punkt zutiefst aufschrecken sollte, ist seine Erfahrung, dass solch zentrales Verstehen der Betroffenen durch ihre Kirchgemeinden und deren Personal gar nicht mehr erwartet wird. «Nein, ach, weisst Du, der Pfarrer wäre überfordert mit der Situation, viele andere in der Kirchgemeinde auch. Was sollen sie dann sagen, wenn ich entschieden habe, zu sterben?» Statt als Resonanzraum zu dienen, bleibt die Kirchgemeinde als sorgende Gemeinschaft stumm. Eine sorgende Kirchgemeinde ist im Grunde ein weisser Schimmel. Erst das Verstummen der kirchgemeindlichen Welt lässt den weissen Schimmel zum

toten Pferd werden, das – so mein Eindruck – von vielen in Kirchgemeinden und Kirchen geritten wird. Kirchgemeinden sind jedoch, ob weiser Schimmel oder totes Pferd, Hüterinnen eines unglaublichen Potentials von Resonanz genau an dem Punkt, wo der Entscheid, zu sterben, totenstill macht.

3. Praxismodell: Resonanzraum der sorgenden Gemeinschaft

Dass der Mensch von dieser Angst, dass die Welt stumm bleibt, geplagt wird, gehört zur Einsicht, die ich vom Soziologen Harmut Rosa gewonnen habe. So entwerfe ich jetzt nach dem Einblick in meine alltägliche Praxis in der Kirchgemeinde Grossmünster und der theoretischen Reflexion dieser Praxis in groben Strichen das Modell der sorgenden Gemeinschaft, in der die Kirchgemeinde zum Resonanzraum wird, in dem das vermeintlich Verstumme zu klingen beginnt, wenn der letzte Satz des Lebens gespielt wird. Hören Sie!

Ich setze bei der Trias der Sorge ein, die ich aus dem Glauben gewinnen und in der Kirche als gebauten Text des Glaubens lesen kann: Gott sorgt für den Menschen. Der von Gott versorgte Mensch wird ermächtigt, für den Anderen zu sorgen. Der für den Anderen sich Sorgende sorgt so für sich selber, indem er von aussen berührt und von innen bewegt wird.

Diese Doppelhelix des In-Gottes-Namen-Berührt-Werdens und des In-Gottes-Namen-Bewegt-Seins verbindet die Bibel mit dem aus der jüdischen Tradition gewonnenen Doppelgebot der Liebe und verknüpft es mit dem weltbekannten Gleichnis des berührten und bewegten Samariters zum konstitutiven, aber nicht exklusiven unique selling point christlicher Existenz (vgl. Lukas 10). Genau diese zweifache Bewegung, vom Anderen

¹³ Anni Hentschl, *Diakonia im Neuen Testament*, Tübingen 2007, 433ff.

¹⁴ Vgl. Karte von Peter Kiemer, einsehbar beim Autor.

affektiert zu werden und dadurch emotional nach aussen zu kehren, zeichnet nun nach Rosa die «bidirektionale Schwingung in spielerischer Form»¹⁵ aus, mit der Resonanz entsteht. Er versteht unter Resonanz ein «kognitives, affektives und leibliches Weltverhältnis, bei dem Subjekte auf der einen Seite durch einen bestimmten Weltausschnitt berührt und bisweilen bis in ihre neuronale Basis «erschüttert» werden, bei dem sie aber auf der anderen Seite auch selbst «antwortend», handelnd und einwirkend auf die Welt bezogen sind und sich als wirksam erfahren.»¹⁶ Dieser «vibrierende Draht»¹⁷ zwischen Subjekt und Welt mit seinen Affekten und Emotionen setzt unverfügbar und kontingent Personen mit eigener Stimme zueinander so in Schwingung, dass sich Räume öffnen, wo «wir traurige Geschichten lieben»¹⁸, oder Entscheide, zu sterben, zu verstehen lernen.

Kirchgemeinden können nun nach Rosascher Einsicht als Resonanzraum beschrieben werden, der durch vertikale, diagonale und horizontale Resonanzachsen bestimmt wird, sodass Menschen darin erregt sind, zu helfen und sich helfen zu lassen.¹⁹

In der *horizontalen Dimension* kommt das unglaubliche Netz von Freiwilligen in den Blick, die im Zusammenhang mit Fachpersonen ermächtigt und befähigt werden, eine Kultur der Sorgsamkeit aufzubauen. Dies geschieht heute mit Initiativen und zivilgesellschaftlichen Kräften anderer Kirchen, Religionen und NGO's und baut auf interdisziplinäres Ineinanderfliessen von Professionalität und professionell ausgeführter ehrenamt-

licher und freiwilliger Tätigkeit auf. Nach der Kapitaltheorie des Soziologen Pierre Bourdieu, die in der Diakoniewissenschaft und Citykirchenarbeit breit rezipiert wird²⁰, kann diese soziale Resonanzachse dem sozialen Kapital einer Kirchgemeinde zugerechnet werden und zeichnet sich in Zürich, Bern und Genf in Projekten der Urbanen Diakonie vielfältig ein.²¹

In der *vertikalen Dimension* wird die existentiell wahrgenommene Erfahrung, dass etwas da ist, etwas gegenwärtig und in ein Ganzes gegenwärtiges So-Seins eingebunden ist, das die Menschen in unserem Kulturkreis mit «Gott» bezeichnen. Das mittelhochdeutsche Wort für Gott heisst «ghuto» und bedeutet «das Angerufene». Dieses allumfassende Gegenwärtigsein wird nach Rosa als «Antwortendes, ein Entgegenkommendes und ein Verstehendes» erfahren, «dass die Ur- und Grundform des Daseins eine Resonanz- und keine Entfremdungsbeziehung ist.»²² Seelsorge zu Hause lässt Räume entstehen, in denen es auf das Flehen der Seele «ein einziges grosses Gegenversprechen gibt, welches da lautet: Da ist einer, der Dich hört, der Dich versteht, und der Mittel und Wege finden kann, Dich zu erreichen und Dir zu antworten.»²³ Resonanz stellt sich unverfügbar ein. Solche Achsen einzurichten gehört zum unbezahlbaren ökonomischen Kapital einer Kirchgemeinde: Die Zeit des Pfarrers und des Sozialdiakons ist bezahlte Zeit. Aufsuchende Seelsorge in Form von Hausbesuchen wäscht ökonomisches Kapital der Kirche diakonisch und macht es zum kostbaren Schatz.

¹⁵ Hartmut Rosa, *Resonanz*, Berlin 2016, 279.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Rosa, *Resonanz* (Anm. 15), 298.

¹⁹ Rosa entwickelt diese drei Dimensionen von Resonanzachsen anhand des Ritus, um sie nachher breit zu entfalten (vgl. Kapitel Teil 2: Resonanzsphären und Resonanzachsen, in: Rosa, *Resonanz* [Anm. 15], 331ff.)

²⁰ Annegret Dietz-Rinse / Wolfgang Grünberg, *Symbolisches Kapital*, in: Volker Herrmann u. a. (Hg.), *Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse*, Neukirchen-Vluyn 2010, 104-112; Christoph Sigrist, *KirchenDiakonieRaum*, Zürich 2014, 244-261.

²¹ URL: www.urbandiakonie.ch.

²² Rosa, *Resonanz* (Anm. 15), 435.

²³ Rosa, *Resonanz* (Anm. 15), 441.

In der *diagonalen Dimension* werden nicht nur Kerzen und Räucherstäbchen, sondern auch Mails und Karten «resonanztechnisch» aufgeladen²⁴. Hartmut Rosas Einsicht ausweitend verbinden sich zwar in Gottesdiensten und Ritualen die drei Dimensionen zum «sensorischen Resonanzbund, in dem die drei Achsen sich gegenseitig zu aktivieren und zu verstärken vermögen.»²⁵ In der Seelsorge daheim jedoch gelingt es solch sensorischen Resonanzbünden, die eigene Wohnung zu vertrauensbildenden und in alle Richtungen offenen Räumen zu verwandeln. Das Anzünden einer Kerze, das Hervornehmen eines Fotos von der Ahnengalerie oder das Lesen eines Briefes in Anwesenheit von Seelsorgenden – also das Installieren dieser diagonalen Achse, die ich im kulturellen Kapital Bourdieus aufscheinen sehe – verstärkt die soziale Achse, welche wiederum die vertikale Resonanzachse spürbar werden lässt.

4. Der letzte Herbst ist da!

Kirchgemeinden als Resonanzräume sorgender Gemeinschaften lassen gelingende care communities entstehen, in denen Menschen entscheiden, zu sterben. Empowerment bei Fachpersonen und Freiwilligen heisst, vibrierende Drähte zwischen Orten, Menschen und Gegenständen zu spannen, sodass Betroffene in ihrer Autonomie gestärkt werden, in Gottes Namen etwas Tapferes zu tun, wie es Ulrich Zwingli sagte, der vor 500 Jahren die stumm gewordene Kirche wieder zum Klingen brachte. In Gottes Namen tapfer ist es, gegen kirchliche Lehrmeinungen, gesellschaftliche Überzeugungen und gesundheitspolitische Agenden Entscheide zu fällen, weil sie aus Resonanz entstehen. Meine Mutter hat im Heim entschieden, für sich allein zu sterben, ohne Begleitung von uns als Familie und Begleitung vom Personal. Peter Kiemer hat daheim entschieden, mit der Familie und

mir zusammen zu sterben. Beim Abschied, nach Gebet und gegenseitiger Segnung, holt seine Frau eine Karte hervor. «Schau», sagte er, «ich habe Dir auf diesen Besuch hin eine Karte geschrieben. Der letzte Herbst ist da!» Er zeigte mir das Bild eines Mannes, der auf einem Pferd aus dem Bodennebel in unbekannter Herbstlandschaft auftaucht. «Ich lese Dir meine Zeilen vor: Du weisst, dass ich nicht mehr glaube, dass Gott die Liebe ist. Ich weiss aber jetzt, dass Gott viel grösser ist als Liebe. Er ist der Kosmos der Liebe und noch viel mehr, das So-Sein von Allem. Das hat schon Hiob erfahren.... Ich bin Dir so dankbar, dass du zu mir nach Hause kommst. Gestern habe ich mich entschlossen, mit der Onku plus mich gelegentlich, wenn dafür die Zeit reif ist, aus dem zu verabschieden, was Leben heisst. Mit der Auferstehungsfeier mit dir weiss ich, dass ich weiterleben werde, wie Jesus es verheissen hat. Dein treuer Freund und Bruder in Jesus Christus...».

Autor:

Christoph Sigrist, Prof. Dr. theol., Dozent für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern und Pfarrer am Grossmünster in Zürich

²⁴ Vgl. Rosa, Resonanz (Anm. 15), 443.

²⁵ Rosa, Resonanz (Anm. 15), 443.